

BAYERISCHE AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN
PHILOSOPHISCH-HISTORISCHE KLASSE

SITZUNGSBERICHTE

JAHRGANG

1975

HEFT 8

(SCHLUSSHEFT)

MÜNCHEN 1976

VERLAG DER BAYERISCHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

In Kommission bei der C.H.Beck'schen Verlagsbuchhandlung München

ISBN 3 7696 1475 5

© Bayerische Akademie der Wissenschaften, München, 1976
Druck der C. H. Beck'schen Buchdruckerei Nördlingen
Printed in Germany

Inhaltsübersicht

Summare der Vorträge des Jahres 1975

Beck, Hans-Georg:	Von der Fragwürdigkeit der Ikone . .	13
Borchardt, Knut:	Wandlungen des Konjunkturphänomens in den letzten hundert Jahren	18
Eilers, Wilhelm:	Sinn und Herkunft der Planeten- namen	10
Gneuss, Helmut:	Die Battle of Maldon als historisches und literarisches Zeugnis	14
Heimpel, Hermann:	Ein Münchener Aktenstück aus der Hussitenzeit in Texten und Bildern . .	9
Kißling, Hans Joachim	Probleme der älteren osmanischen Schwarzmeer-Kartographie	12
Kretzenbacher, Leopold:	Südost-Überlieferungen zum apokry- phen „Traum Mariens“	5
Müller-Seidel, Walter:	Hölderlins Dichtung und Wahnsinn. Zur Geschichte seiner Wirkung	20
Noyer-Weidner, Alfred:	Textschichten und Kapitelgliederung in der Werkarchitektur von Dantes ‚Vita Nuova‘	15
Rohlf, Gerhard:	Historische Sprachschichten im moder- nen Sizilien	7

*Titelblatt und Inhaltsverzeichnis des Bandes 1975 der „Sitzungsberichte“
sind diesem Heft lose beigelegt.*

Ab Band 1976 der „Sitzungsberichte“ entfällt der Abdruck der Summare der Vorträge und damit das bisher übliche Schlußheft. Die Vortragenden und die Vorträge werden ab 1976 im Jahrbuch der Akademie aufgeführt

Sitzung vom 13. Dezember 1974

Herr Leopold KRETZENBACHER spricht über „Südost-Überlieferungen zum apokryphen ‘Traum Mariens’“.

Das *Catholisch Gesang-Buch* des Nikolaus Beuttner, Graz 1602, enthält als bislang frühestbekannte Fassung das geistlich-mystische Lied *Vnd vnser lieben Frawen | der traumet jhr ein traum | Wie vnter jrem Hertzen | gewachsen wär ein Baum | Vnd wie der Baum ein schatten gäb | Wol vber alle Landt | Herr Jesu Christ der Heylandt | Also ist er genannt. Kirieleison*. Daneben begegnen (ohne das Baum-Motiv) frühe Druckfassungen eines deutschen Marientraumes (zu Mainz 1613, 1647 usw.) von den kommenden Leiden Christi, nach Inhalt und Form fast über ganz Europa verbreitet von Italien und Spanien bis Schottland, über früh vermutete Vermittlung aus Deutschland über Polen zu Russen und Ukrainern; dort parallel mit Überlieferungen volk-deutscher Siedler bis zu Schwarzmeer und Wolga, aufgenommen nach Texten und Liedweisen. Doch hatte die Forschung weitgehend übersehen, daß auch Südosteuropa bedeutende Traditionen dieser „apokryphen“ Legenden vom Traum der Leidens-Vorschau Mariens in Liedform und Verstexten aufzuweisen hat. Sie werden erstmals im Zusammenhang nach Motivbestand, Zeitschichten und Traditionslandschaften vorgestellt.

Ausgehend vom Neufund einer Athos-Handschrift im Serbenkloster Hilandar (Hs. Anf. 19. Jh. nach Vorlage vermutl. 16. Jh.) wird der Bereich der vielfältigen Südost-Überlieferungen ausgeschritten: als Vergleichsübersicht des altserbischen Textes mit Vers- und Prosavarianten im Lied- und Gebete-Erzählgut der russischen „Wandernden (Bettler-)Sänger“ (*kalëki perechožie*), der Polen (Nennung M. 16. Jh.), der Weißrussen, Ruthenen. Die Sing- und Gebetstexte, zumeist mit Amulett-Charakter der Handabschriften, zeigen kaum je verändert diesen Aufbau: Mariens (Halb-)Schlaf und jähes Erwachen; Christi Frage nach der Ursache für die Angst; Mariens Bericht von der Angsttraum-Schau auf die Schrecklichkeit der *passio*; Christi Ausdeutung als „Wahrtraum“ und -nirgends fehlend – die weitgehende *promissio*

für Beter, Abschreiber, Bewahrer, Verbreiter dieses besonderen „Marientraumes“ und seiner Zusatzgebete im Konglomeratexte.

Bei den Bulgaren herrscht „Mariens Traum vom Wunderbaum“ (*Boža Majka i čudno dēvo*) mit der geistlichen Ausdeutung von Stamm und Ästen, Blättern, Wurzeln und Wipfel als Gott, Kirche, Heilige, Ikonen usw. vor. Nur wenige serbische und slawo-makedonische Varianten richten sich nach diesem bis Anatolien nachweisbaren Liedtypus aus. Rumänische Lied- und Prosa-Traditionen, noch zu Ende des 19. Jh.s als Volksbuch-Drucke dicht verbreitet, stellen sich deutlich zu einer überraschend breiten Streuung neugriechischer Lieder vom *Ὁνειρος τῆς Παναγίας* auf den Inseln und auf dem Festlande von Rhodos bis zum Epiros. Die sonst für die Legendentradition der Neugriechen so typische Volksbüchlein-Druckform ist dzt. nicht greifbar, kann aber aus rumänischen wie aus anderssprachigen volksbuchartigen Texten des Alltags-Umlaufes in Klöstern, an Wallfahrtsorten usw. rekonstruiert werden. In Textkontaminationen oder – häufiger noch – in Reihung mit sogenannten „Himmelsbriefen“ und der in Südosteuropa besonders verbreiteten Apokalypse von „Mariens Gang durch die Qualen“ („*Mariae Höllenfahrt*“) als Jenseits-Katabasen zeigt sich, daß auch der Marientraum (serb. *San Bogorodice*), den auch die katholischen Kroaten und die Slowenen in Liedform und Prosa kennen, zumal bei den Orthodoxen (Serben, Slawo-Makedonen) in der unmittelbaren Gegenwart immer wieder Neudrucke von jeweils zwei Fassungen im gleichen Gebetbüchlein erfährt, das unverkennbar Katechisation betreiben will, wo Religionsunterricht in den Schulen nicht erlaubt ist, sodaß sich die orthodoxe Kirche der laienfrommen Apokryphe durchaus als Möglichkeit der Verkündigung bedient. Die Auflagenfülle (1968, 1970, 1972, 1974) spricht deutlich dafür.

Aus dieser erstaunlich lebendigen Südostverbreitung erhebt sich die Frage, ob es unbedingt beim bisher ständig behaupteten „Ursprung“ des „Marientraumes“ (*Sogno della Vergine*) (mit dem Tafelbilde des Simone dei Crocifissi von 1360 etwa (Ferrara) im Oberitalien des 14. Jh.s bleiben muß. Die Voraussetzungen in der Bibel (Simeons-Prophezie bei Luk. 2, 35) und in den Kind-

heits-Apokryphen (Evangelium arab. XXIII/2) sind Ost und West gemeinsam; ebenso wie eine breite mittelalterliche Visionsliteratur zur ὑποψία als „Vorahnung Mariens“ für Gedanken und Bild- wie Textformungen einer *compassio BMV* als Devotionsgrundlage. Aus ihr hatte sich im Bereich der byzantinisch-griechischen Orthodoxie ein Nährboden zu Lied-, Hymnen- und Legendenberichten, aber auch zu Bildgestaltungen ergeben (Παναγία Ἀραχιώτισσα auf Zypern, Ende d. 12. Jh.s; Παναγία μετὰ τὰ σύμβολα τοῦ πάθους = Ἀμόλυντος, z. B. von Andreas Ritzos-Kreta, Ende d. 15. Jh.s mit griech. und bald auch mit lateinischen Ikoneninschriften zur menschlichen Leidens-Angst des göttlichen Jususkindes). Von solchen und ähnlichen Bildern (Schmerzensmann mit Leidenswerkzeugen; schlafendes Jesuskind und *arma Christi*; Χριστὸς ἀναπεσὼν usw.) leitet sich ein wesentlicher Teil jener *devotio* zur Theotokos in ihrer *compassio* her, die sich in der Fülle der besonderen Marientraum-Apokryphen zumal auch Südosteuropas spiegelt. In ähnliche Gedanken- und Frömmigkeits-Voraussetzungen führt auch die Beobachtung einer ost-bayerischen „Maria Traum“-Wallfahrt zu Großwiesen bei Kumreut im Landkreis Freyung, der Überlieferung nach der Zeit um 1640 entstammend.

(Ist bereits als Sitzungsbericht Heft 1/1975 erschienen.)

Sitzung vom 10. Januar 1975

Herr Gerhard ROHLFS spricht über „Historische Sprachschichten im modernen Sizilien“ (*con un Supplemento ai vocabolari siciliani*).

Um die besondere Natur und Eigenart der sizilianischen Sprache verständlich zu machen, die bis in das 19. Jahrhundert fast die Bedeutung einer regionalen Schriftsprache gehabt hat, muß man sich der verschiedenen Kräfte, Strömungen und Einflüsse bewußt sein, die auf der Grundlage der alten einheimischen Sprachen (Sikuler, Sikaner) zu verschiedenen Zeiten, z. T. in starken Gegensätzen sich auf der Insel ausgewirkt haben.

Angefangen von den phönizischen Handelsplätzen (mehr im

Westen als im Osten) über die ausgedehnte und machtvolle griechische Kolonisation, die zwar über Selinunt und Himera nach Westen nicht hinausgelangt ist, aber die griechische Weltsprache zu einer von der ganzen Insel akzeptierten Kultur- und Verkehrssprache gemacht hat, bis die wachsende Macht von Karthago im westlichen Teil der Insel festen Fuß faßte. Der politische Gegensatz zwischen der punischen Herrschaft und dem Hellenismus findet sein Ende erst mit dem ersten punischen Krieg durch die römische Eroberung, die Sizilien zu einer römischen Provinz machte.

Was folgt, ist eine jahrhundertelange Auseinandersetzung zwischen griechischer und römischer Zivilisation. Nur langsam gelingt es dem Römertum auch sprachlich auf der Insel festeren Fuß zu fassen. Aktive römische Kolonisation bleibt schwach und undeutlich. Nirgends findet man in der heutigen Toponomastik von Sizilien einen Reflex von *albus*, *arx*, *fluvius*, *forum*, *lucus*, *nemus*, *oppidum*, *praedium*, *saltus*, *vetus*, *vicus*, die uns aus anderen Provinzen in Ortsnamen Italiens bezeugt sind. Es fehlen fast ganz in Sizilien die Ortsnamen auf *-anum*, die in allen italienischen Landschaften ein charakteristisches Merkmal römischer Siedlung bilden (*Antognano*, *Corigliano*, *Martignano*, *Ottaiano*). Dagegen finden sich einige solche Namen im äußersten Nordosten der Insel mit griechischer Betonung: *Cagnanò* (Canius), *Frazzanò* (Flaccius), *Magnanò* (Mannius).

Die Ausbreitung des Christentums (in den Anfängen eine hellenistische Bewegung) hat der sizilischen Gräzität noch einmal eine beträchtliche Stütze gegeben, bis durch die Eingliederung in das oströmische Reich Sizilien mit der griechischen Welt und der byzantinischen Kultur aufs neue fest verbunden wurde.

Die sarazenische Eroberung der Insel, die fast zweieinhalb Jahrhunderte umfaßt, hat das Griechentum nur auf den äußersten Nordosten der Insel (Taormina, Messina, Rometta) zurückdrängen aber nicht ganz auslöschen können. Es kann heute als gesichert gelten, daß in dem nordöstlichen Dreieck zwischen Taormina, Naso und Messina die griechische Sprache als Volkssprache noch bis in das 13. Jahrh. bestanden hat, in geographischer Fortsetzung des griechischen Sprachgebietes im südlichen Kalabrien (südlich von Catanzaro), das erst zwischen dem 14. und

16. Jahrh. endgültig romanisiert wurde (letzte Reste des alten Griechentums noch heute in den Bergen des Aspromonte).

Was das übrige Sizilien betrifft, so hat die lange sarazenische Herrschaft nicht nur in den heutigen Mundarten eine Menge arabischer Lehnwörter hinterlassen und zu einer umfassenden toponomastischen Neubenennung geführt (*Alcamo, Marsala, Alcántara, Favara, Calascibetta, Caltabellotta, Caltagirone, Cattanisetta, Caltavuturo, Calatafimi, Mongibello* = Aetna), sondern sie hat (ähnlich wie im spanischen Andalusien) eine wirkliche Schwächung der alten Romanisierung mit sich gebracht.

Erst nach der christlichen Wiedereroberung der Insel durch die Normannen (mit starken französischen Einflüssen auf Sprache und Kultur) und durch eine im 12. Jh. beginnende, von Genua und vom Piemont ausgehende umfassende Kolonisierung konnte die Romanität neu befestigt werden. Wenn man die sizilianischen Mundarten mit den Verhältnissen im kontinentalen Unteritalien (nördlich von Catanzaro) vergleicht, so gewinnt man den Eindruck einer Romanität, die sich zwar auf alte lateinische Wurzeln stützt, aber in späterer Zeit in vielfacher Hinsicht eine tiefgreifende Erneuerung erfahren hat im Sinne einer *neo-romanità*, einer *romanità più giovane*.

Der Vortrag, der nur als eine allgemeine Einführung zu einer größeren Arbeit gedacht ist, die ein „*Supplemento ai vocabolari siciliani*“ liefern will, soll auf zwei Hefte der Sitzungsberichte (das *Supplemento* in italienischer Sprache) aufgeteilt werden.

(Ist bereits als Sitzungsbericht Heft 3/1975 erschienen.)

Sitzung vom 7. Februar 1975

Herr Hermann HEIMPEL spricht über „Ein Münchener Aktenstück aus der Hussitenzeit in Texten und Bildern“.

Die Handschrift 12 des Bayerischen Geheimen Hausarchivs ist ein eigenartiges Dokument: prunkvolle, vom Kardinal Giordano Orsini beglaubigte Abschrift von Aktenstücken, welche theoretische Ausführungen des gelehrten Pfarrers von Bacharach,

Winand von Steeg zugunsten der Zollfreiheit solcher Weine betreffen, die aus dem Pfarrhof zum Verkauf nach Köln gebracht werden. Den Darlegungen des Interessierten stimmen über sechzig Gelehrte zumal aus den Universitäten Köln und Heidelberg in längeren und kürzeren Gutachten zu. Diese im Jahre 1426 abgeschlossene Aktion spiegelt aber nicht einen tatsächlichen Rechtsstreit, sondern stellt eine Warnung an den Pfalzgrafen Ludwig dar, mit Bezollung der Pfarrweine Kirchengut anzugreifen und sich auf diese Weise in die Nähe hussitischer Praxis zu begeben. Der auch sonst als Buchmaler sich auszeichnende Winand von Steeg schmückte die einzelnen Gutachten mit individuell charakterisierenden kolorierten Federzeichnungen der Gutachter, um diese dem frommen und den Wissenschaften aufgeschlossenem Pfalzgrafen leibhaftig vor Augen zu stellen. Mit den nötigen personalen und sachlichen Erklärungen soll der theologisch, juristisch und historisch gleich aufschlußreiche „Libellus“ von Archivdirektor Aloys Schmidt und Hermann Heimpel in den Abhandlungen der Akademie veröffentlicht werden.

Sitzung vom 28. Februar 1975

Herr Wilhelm EILERS spricht über „Sinn und Herkunft der Planetennamen“.

Vorwiegend auf Grund vergleichend-semasiologischer Überlegungen werden die seit dem frühen Altertum überlieferten Namen der sieben Planeten (d. h. der fünf Planeten einschließlich Sonne und Mond) sowie die Wörter für das Appellativ „Planet“ überhaupt geprüft. Für letzteres ist der Ausdruck „Rückläufer“ u. ä. besonders charakteristisch: arab. *kānis*/*ḥānis*, mp. *apāxtar*, np. *gardān'sitāra*, *dū'sara*, ai. *vakra* –.

Einesteils tragen die einzelnen Planeten heute noch die Namen der höchsten Götter in Fortführung einer mit dem alten Zweistromland beginnenden Entlehnungskette: Nebo – Merkur, Ishtar – Venus, Nergal – Mars, Marduk – Jupiter, Ninurta – Saturn. Nach den alten Göttersymbolen werden sie dichterisch noch in der Gegenwart charakterisiert: Merkur als der Himmels-

schreiber, Venus als die Gottestochter und Musikantin des Himmels, Mars als blutdurstiger Krieger und Todbringer, Jupiter als weiser Ratgeber und Lehrer, Saturn als unheimlich-düsterer Schicksalsgott.

Andererseits sind die Planeten unmittelbar nach ihrer Erscheinung am Himmel charakterisiert: der schnelle Merkur als Springer am Himmel, Venus als hehrer Lichtglanz, Mars als feuerrotes Kohlebecken, Jupiter als Strahlenglanz und Saturn als der Nachhinkende, Zurückbleibende. Von hier aus werden auch die arabischen Planetennamen verständlich: 'Uṭārid als der Dahinjagende (*ʿ-ṭ r d*), Venus als Glanzstern (*z h r*), Mars bleibt problematisch (*m r ḥ*: Zunder?), Jupiter als der Strahlende (*S R - y*), Saturn als der Zurückbleibende (*z ḥ l*). Mit den vorderasiatischen Vorstellungen läuft die Namenwelt der stark rezeptiven Himmelskunde der Inder parallel, die darum ein wichtiges Interpretationsmittel darstellt.

An neuen bzw. sichergestellten Deutungen ergeben sich u. a. für die Venus akk. *Dilpat*: *diliptum* von *dalāpum* „ruhelos wachen“, für den Mars arm. *Hrat*: der „Feurige“ von *hour* „Feuer“. Andere Namen bleiben unsicher: arab. BIRĠĠIS „Jupiter“ < mp. *aparvēs* „siegreich“? oder < arab. *b r ġ s* für semit. *b r q - s* „glänzen“?

Die semitischen Wörter für Sonne und Mond endlich hellen sich auf, wenn man ihre semantischen Entsprechungen in anderen Sprachkreisen sucht. So läßt sich semit. ŠAMŠ- „Sonne“ als apokopierte Vollreduplikation einer Basis Š M „brennen, leuchten“ unschwer mit den indogermanischen Sonnen-Wörtern (*svar-*, ἥλιος, *sol* usf.) vergleichen, die zu *swel-* (u. ä.) „brennen, schwelen“ gehören. Lautsymbolische Vollreduplikationen iterativ-durativen Charakters liegen z. B. in semit. *kabkab-* „Stern“, sumer. *BABBAR* „weiß; Sonne“ (*bar*) und *nannar* „Mond“ (*nar*) vor.

Zur Basis Š M gehört auch semit. „Himmel“ (*šamūm*, *šāmāyim*, *šemayā*, *samāʾ*) als das „Leuchtende“ über uns, mit schönen Parallelen im Indogermanischen: αἰθήρ von αἰδομαι (*aidh-*), ai. *div-* (*deiw-*), np. *sipih*r (*kweit-*), *caelum* (*kai-*) u.a.m.

Wie dt. *Jahr* und av. *yāra-* eigentlich den „Gang“, nämlich der Sonne bezeichnet (idg. *yē-* zu *ei-*), so vielleicht auch semit.

wariḥ-/warḥ- „Monat, Mond“ den „Gang“ (semit. *ʾurḥ*) sc. des Mondes (*ʾ/w r ḥ*). Zur Gruppe „Mond“ ← „Licht“ (*lūna*, arm. *lousin*, np. *lōxan*) ließe sich eventuell auch arab. *qamar* (schon reichsaramäisch *qemaryā*) stellen (*Q M - r*: „weißer Glanz“?), während arab. *hilāl* „Neumond“ eigentlich das beim Wiederscheinen des Mondes angestimmte „Jauchzen“ sein könnte. Andere Wörter wie akk. *^dSu-en* > *^dSin*, arab. *badr* „Vollmond“ sperren sich noch immer gegen eine plausible Ableitung.

(Ist bereits als Sitzungsbericht Heft 5/1975 erschienen.)

Sitzung vom 2. Mai 1975

Herr Hans-Joachim KISSLING spricht über „Probleme der älteren osmanischen Schwarzmeer-Kartographie“.

Als nach Öffnung des Schwarzen Meeres für die allgemeine Schifffahrt aufgrund des Friedens von Küçük Kaynarce (1774) die Seefahrt sich als sehr schwierig erwies, wurde klar, wie böse es um die Schwarzmeer-Kartographie zur Türkenzeit bestellt war. Selbst das in seiner Art vollkommenste einschlägige Kartenwerk, des osmanischen Flottenführers Piri-Re'is' Portolansammlung des Mittelmeeres, die *Bahrîye*, hatte keinerlei Karten des Schwarzen Meeres aufgenommen, auch gab die *Bahrîye* keinerlei Erklärung für das Fehlen der Schwarzmeer-Karten ab. In einer Art „Neuaufgabe“ der *Bahrîye*, dem *Deniz Kitâbı* des Seyyid Nûh, das um die Mitte des 17. Jahrhunderts entstand, sind jedoch die Schwarzmeerküsten enthalten. Da das *Deniz Kitâbı* nur in einem einzigen Exemplar auf die Gegenwart gekommen ist und nur Karten, aber keinen wesentlichen Text enthält, aus dem sich die Gründe für die Aufnahme der Schwarzmeerkarten entnehmen ließen, kann nur vermutet werden, daß die veränderte politische Lage, nämlich das Auftreten der Kosaken im Schwarzen Meer, den Pontus Euxinus seiner bisherigen Stellung als osmanisches Binnenmeer entkleidet hatte und er nun für die Seefahrt wichtig wurde, während er vorher in dieser Hinsicht eine nur geringe Rolle gespielt hatte. Eine im Öttingen-Wallerstein'schen Archiv befindliche Schwarzmeer-Karte scheint einiges Licht in die ange-

schnittene Frage zu bringen. Sie enthält den Nordsektor des Schwarzen Meeres etwa von der Donau-Mündung bis Suchumi und ist zweisprachig (türkisch-lateinisch). Dem Typus nach gehört die Karte einer weitaus älteren Stufe an, sie ist ein mittelalterlicher Typ, aus dem Inhalt aber, den Grenzen usw. ergibt sich, daß die Beschriftung kurz vor 1699 erfolgt sein muß. Die „Übersetzung“ ins Lateinische zeigt an, daß die Karte einem europäischen Benutzer verständlich gemacht werden sollte. Da die Karte von dem Grafen Wolfgang IV. von Öttingen mitgebracht wurde, darf angenommen werden, daß er sie bei den Friedenverhandlungen von Carlowitz (1699) als Unterlage benutzt hat (er war Vertreter des Kaisers). Gleichzeitig war bei diesen Verhandlungen aber auch der bolognesische Graf Marsili tätig und er war es, der das Exemplar des *Deniz Kitâbı* des Seyyid Nûh nach Bologna brachte. Da Marsili türkisch konnte, Graf Wolfgang IV. von Öttingen aber nicht, dürfte dem Bologneser der See-Atlas des Seyyid Nûh als Unterlage gedient haben, während für den Vertreter des Kaisers eine ältere Karte aktuell beschriftet und „übersetzt“ wurde. Beide Karten betreffen Gebiete, für deren neue Grenzziehung Wolfgang v. Öttingen wie Marsili mit zuständig waren. In Exkursen werden die auf der Öttingen-Karte eingetragenen Ortsnamen identifiziert und verschiedene Unklarheiten der Lokalisierung gedeutet. Außerdem äußert sich der Vortrag über den Namen „Schwarzes Meer“.

(Der Vortrag wird in den Sitzungsberichten erscheinen.)

Sitzung vom 6. Juni 1975

Herr Hans-Georg BECK spricht: „Von der Fragwürdigkeit der Ikone“.

Der Sitzungsbericht beschäftigt sich mit der Frage, welcher Stellenwert der Emphase zukommt, mit der die Theologen der Ikonen ihren Gegenstand preisen.

Es stellt sich heraus, daß diese Emphase absolut zeitgebunden ist: Das Konzil von Nikaia (787) kehrte zu einer vorikonoklastischen Nüchternheit der Formulierungen zurück. Die Kommen-

tatoren der Liturgie machen von den Ikonen kaum jemals ein Aufhebens. Schließlich endet die byzantinische Geistesgeschichte mit einer Form der Mystik (Hesychasmus), der jeder, genau wie der Bilderkult dem visuellen Element, höchsten Rang einräumt, da sie aber glaubt, das Licht der Gottheit unmittelbar schauen zu können, macht sie den Bilderkult überflüssig.

(Ist bereits als Sitzungsbericht Heft 7/1975 erschienen.)

Sitzung vom 4. Juli 1975

Herr Helmut GNEUSS spricht über „Die Battle of Maldon als historisches und literarisches Zeugnis“.

Unter den aus angelsächsischer Zeit erhaltenen englischen Dichtungen nimmt die *Battle of Maldon* einen besonderen Platz ein, denn sie schildert ein auch anderweitig überliefertes historisches Ereignis, den Kampf des Aufgebots von Essex unter dem ealdorman Byrhtnoth gegen eine Wikingerstreitmacht. Dabei handelt es sich zwar nicht um einen realistischen Kampfbericht, doch besteht guter Grund zu der Annahme, daß der Dichter – wohl auf Augenzeugenaussagen gestützt – Ort und Verlauf des Geschehens zutreffend beschreibt. Als zweifelhaft muß dagegen die verbreitete Auffassung gelten, die in der *Battle of Maldon* auch eine Darstellung des germanischen Gefolgschaftswesens sehen will. Eine Überprüfung der für diese Institution im späten angelsächsischen England angenommenen sprachlichen und historischen Evidenz erbringt jedenfalls keine überzeugenden Beweise dafür, daß der *comitatus* noch existiert oder daß eine gefolgschaftsähnliche Einrichtung noch militärische Bedeutung gehabt haben könne.

Über Autor, Gattung und Publikum des Gedichtes läßt sich kaum Sicheres sagen. Bemerkenswert ist aber, daß sich die *Battle of Maldon* in einer Handschrift fand (Cotton Otho A. XII), die vor allem Texte enthält, die mit den Skandinavierzügen in England in Zusammenhang stehen und außerdem im Südosten Englands von besonderem Interesse gewesen sein müssen. Es erscheint nicht ausgeschlossen, daß die Hs. im 11. und 12. Jahrhundert in der Benediktinerinnenabtei Barking in Essex zusammen-

gestellt wurde. Von dem skandinavischen Angriff bei Maldon waren diese Abtei und ihre Besitzungen unmittelbar betroffen. Auch war Barking schon einmal, um 870, bei einer Wikingerinvasion zerstört worden und wurde erst hundert Jahre später unter der hl. Wulfhild (deren *Vita* und *Translatio* die Handschrift – neben anderen liturgisch-hagiographischen Materialien aus Barking – enthält) als reguläres Kloster wiedergegründet. Sicher als widerlegt gelten kann jetzt die These, daß Teile der Handschrift einschließlich der *Battle of Maldon* im 11. Jahrhundert in Worcester waren oder sogar dort geschrieben wurden. Dagegen sprechen textkritische und sprachliche Gründe; auch der Inhalt der Handschrift hat zum westlichen Mittelland Englands keinerlei Beziehungen.

(Der Vortrag wird in erweiterter Form in den Sitzungsberichten erscheinen.)

Sitzung vom 24. Oktober 1975

Herr Alfred NOYER-WEIDNER spricht über „Textschichten und Kapitelgliederung in der Werkarchitektur von Dantes ‘Vita Nuova’“.

Die „Vita Nuova“, von Dante selbst als „libello“ bezeichnet, wird in der Kritik meist erst einmal als Erzählung vorgestellt, wenn auch mit gattungshaften Variationen zwischen „Tagebuch“ und „kurzer Liebesroman“ oder gar „Liebesnovelle“. Gerade gegen solche Charakterisierungen hat sich A. Vallone sehr entschieden gewandt: „La *Vita Nuova* non è un diario d'amore, un romanzetto . . .“. Nichtsdestoweniger steht außer Zweifel, daß die „Vita Nuova“ zumindest elementar auf ein „fortlaufendes Geschehen“ (H. Friedrich) und somit auf narrative Bindung angelegt ist. Unüberhörbar sind schon die sprachlichen Signale dafür, etwa die häufigen Kapitelanfänge mit „Appresso“. Klar ist also die Sukzessivstruktur auf der narrativen Ebene des Werkes; dennoch haben Kritiker wie Vallone gewiß insoweit recht, als der „Vita Nuova“ nicht einfach mit etablierten Gattungsbegriffen der erzählenden Literatur beizukommen ist.

Wenn Dante selbst von „ragione“, „rima“ und „divisione“ spricht, so kennzeichnet er jedenfalls drei grundsätzlich verschie-

dene Textschichten seines Werkes. Genau besehen, wird jedoch dessen narrative Bindung nur von einer einzigen dieser Textschichten getragen, und auch von ihr nur teilweise: nämlich von dem jeweiligen „Prosavorspann“, der außer der Weiterführung der Erzählung eben auch der unmittelbaren Vorbereitung auf das anschließende Gedicht und noch anderen Funktionen dient. Was die beiden anderen Textschichten betrifft, so leisten die Gedichte, deren Inhalt ja regelmäßig bereits durch die „ragioni“ vorweggenommen ist, praktisch kaum noch etwas für den eigentlichen Erzählfortgang, und prinzipiell nichts damit zu tun haben die „divisioni“, die sowieso nur formalerweise das jeweilige Gedicht voraussetzen. Charakteristisch für die „Vita Nuova“ sind nichtsdestoweniger gerade die Kapitel mit einem Gedichtzentrum, in denen alle drei Textschichten durchgespielt werden. In abgewandelter Form bleibt somit zu fragen, ob es nicht auch innerhalb der nicht-narrativen Textschichten eine gewisse, wenngleich anders als auf der Erzählebene geartete Sukzessivstruktur gibt.

Aus forschungsgeschichtlichen Gründen sind hierbei zuerst und besonders ausführlich die „divisioni“ zu besprechen: sie wurden bisher ja meist als „pedanteria medievale“ beiseite geschoben und allenfalls isoliert im Rahmen eines älteren Kommentarwesens behandelt. Klar ist natürlich, daß Dante damit seinen Gedichten zu höherem Rang verhalf, nämlich zur Dignität von „akademisch“ bedeutsamen Texten, und klar ist auch, wie sehr dieser Nachweis einer gelehrten Kompetenz gerade dem Autorbild, von dem die „Vita Nuova“ zeugen sollte, zugute kam. Nicht erkannt wurde hingegen, wie zwanglos methodisch und souverän zugleich Dante bei seinen „divisioni“ vorgegangen ist, indem er zunächst von einfachen zu komplexen und immer subtileren Formen der Textgliederung aufstieg (Kap. III bis XIX) und indem er ihren Einsatz dann zunehmend mit rein ästhetischen Zwecken verband; auf letzteres deutet besonders der Umstellungseffekt in Kap. XXXI, aber das ist keineswegs der einzige Fall einer solchen Ästhetisierung der „divisioni“. Zu vermuten ist unter diesen Umständen, daß Gedichtauswahl und Gedichtanordnung auch durch Rücksichten auf diesen Gang der „divisioni“ mitbedingt waren.

Ähnliches gilt für die Gedichtebeane, wohlgernekt als Textschicht und somit unabhängig von dem Einzelkommentar zu den schon früher und autonom entstandenen „rime“: tatsächlich wird auch hier zunächst anhand „einfacher Formen“ ein bestimmtes Grundrepertoire vorgeführt, und zwar wiederum in durchaus geregelter Folge, bevor die Canzonen als höhere Gedichtarten ins Spiel kommen. Mit letzteren wurde stets argumentiert, wenn es um die sog. Werkarchitektur ging; diese löst sich nunmehr wesentlich detaillierter bestimmen, und zwar schon im Zuge der ersten Sonette, deren „Zyklus“ in gleicher Weise dem Dichter, wie derjenige der ersten „divisioni“ dem gelehrten Autor, das Zeugnis der Kompetenz und Souveränität ausstellt. Und eben darauf ist neben seinen Grundfunktionen, die zum einen im Weitererzählen und zum anderen in der Gedichteinfhrung bestehen, auch schon der „Prosavorspann“ als erste Textschicht ausgerichtet: er beleuchtet immer wieder das Wissen und Können sowohl des gelehrten „auctor“ als auch des letztlich auf gleichem Niveau stehenden „poeta“. Das löst sich an ganzen Kapiteln zeigen, aber auch an einem Ausdruck wie „trattare“, der sowohl im Gedicht (XXII) als auch wiederholt in der Prosa vorkommt. Und was immer „trattare“ hier genau bedeutet, eines ist klar: nämlich der Unterschied zur „Erlebnisdichtung“ einerseits und zum „bloßen Erzählen“ andererseits. Die „Vita Nuova“ hat jedenfalls nicht nur eine narrative, sondern auch eine traktathafte Bindung, und letzten Endes ergibt sich aus allen Indizien eine Werkintention, die wesentlich auf der Ebene des „opus doctrinale“ zu bestimmen ist. So wird in dem Can-Grande-Brief die „Divina Commedia“ bezeichnet; aber der Wille zum „opus doctrinale“ kann als eine Konstante bei Dante gelten, an deren Anfang schon die „Vita Nuova“ steht.

Auf der Grundlage dieser Formel wäre der Kapitelgliederung in der Werkarchitektur erst richtig nachzugehen, aber das löst sich vortragsweise nur andeuten. Immerhin: wenn M. Barbi meinte, daß es eine „vera distinzione di tal genere“ nicht gebe, so kann das vorerst nur heißen, daß man eine solche „distinzione“ noch nicht erkannt hat. Im Zusammenhang spielt offenbar die Zahlensymbolik eine besondere Rolle: zum einen die Trias der Textschichten, zum anderen die Trias der „materie“, die von

Dante selbst hervorgehoben wird, und all dies unter dem Zeichen der Neun als dem „perfetto numero“ (Kap. XXIX). Selbst bei genauester Untersuchung ist in dieser Hinsicht wohl nur ein Wahrscheinlichkeitsergebnis zu erreichen; unabhängig davon ist jedoch der Ansatz wichtig, der eine systematische Textbeschreibung der „Vita Nuova“ ermöglicht.

(Der Vortrag wird erweitert in den Sitzungsberichten erscheinen).

Sitzung vom 7. November 1975

Herr Knut BORCHARDT spricht über „Wandlungen des Konjunkturphänomens in den letzten hundert Jahren“.

Bis vor kurzer Zeit konnte die Vorstellung, daß es sich bei den Schwankungen der wirtschaftlichen Aktivität in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg um ein neuartiges Phänomen handle, als herrschend bezeichnet werden. Man nannte die scheinbar geringfügige kurzfristige Bewegung der Wirtschaft „Wachstumszyklus“ und hob sie begrifflich vom „Konjunkturzyklus“ ab, der früher geherrscht haben soll. Dieser Wechsel der Begriffe kennzeichnet auch das Selbstgefühl der Wirtschaftswissenschaftler, die sich einen Anteil am Erfolg zuschrieben. Sie glaubten nämlich, die Ursachen der tendenziellen Unstabilität der wirtschaftlichen Entwicklung zu kennen und zugleich der Wirtschaftspolitik die nötigen Steuerungsinstrumente mit entsprechenden Handlungsanweisungen vermitteln zu können.

Im Vergleich zur Bewegung in der Zwischenkriegszeit war der Wirtschaftsablauf nach 1950 (zunächst) tatsächlich stabiler. Doch ist es nicht zulässig, hieraus auf einen grundsätzlichen Wandel der Erscheinungen und gar auf Erfolge der Wirtschaftspolitik zu schließen. Im Vortrag wird eine historisch weitere Dimension des Themas entfaltet, die vor allem die Zeit vor 1914 zum Vergleich heranzieht und belegt, daß der Konjunkturverlauf zwischen den beiden Weltkriegen nicht repräsentativ für den „klassischen Konjunkturzyklus“ gewesen ist. Anhand von Abbildungen, die den Verlauf verschiedener Indikatoren der wirtschaftlichen Entwicklung veranschaulichen, wird gezeigt, daß das herrschende

Vorurteil, wonach die Nachkriegsentwicklung gegenüber dem klassischen Konjunkturzyklus verstetigt worden sei, umfangreicher Korrekturen bedarf. Im Gegensatz zur herrschenden Meinung verlief die Nachkriegsentwicklung in der Bundesrepublik sogar eher nach einem ausgeprägt zyklischen Muster regelmäßiger Schwankungen als die Entwicklung vor 1914. Zwar scheinen die Amplituden bei einigen wichtigen Indikatoren vor 1914 etwas größer als nach 1950, bei anderen verhält es sich aber umgekehrt, so daß ein Gesamturteil über das Ausmaß der Instabilität schwer zu formulieren ist und Bewertungsregeln für die Gewichte der einzelnen Indikatoren voraussetzt. Im ganzen hat es aber auch vor 1914 eher Wachstumszyklen gegeben, denn Perioden absoluter Schrumpfungen der Produktion waren selten.

Es verdient freilich Hervorhebung, daß die frühere Konjunkturforschung sich bei der Analyse der Phänomene meist anderer Indikatoren bedient hat, als dies die moderne Konjunkturforschung tut. Leider hindert das moderne Autoren nicht, die frühere Konjunkturbewegung mit Hilfe der erst später entwickelten Indikatoren zu beschreiben, ohne sich zu vergewissern, ob denn für die Behauptungen eine empirische Bestätigung gefunden werden kann. Manche neueren Aussagen zur Bewegung der Produktion und der Preise vor 1914 sind nämlich nicht durch das vorliegende Material zu stützen – und einige sind schon vor langer Zeit ausdrücklich widerlegt worden.

Konzentriert man sich auf solche Indikatoren, die von den Forschern auch schon vor 1914 beobachtet worden sind, ergibt sich hinsichtlich einiger eine Bestätigung für die These der Glättung in der Zeit nach 1950, aber für andere entschieden das Gegenteil. Insbesondere die Geldvermögenswerte und die Zins- und Rendite-Zeitreihen weisen nach 1950 ein Ausmaß der Unstabilität auf, für die es Beispiele sonst nur in der Zwischenkriegszeit gegeben hat. Es ist erstaunlich und erklärungsbedürftig, daß diese leicht nachweisbare Erscheinung weder im öffentlichen Bewußtsein der Nachkriegszeit noch in der wissenschaftlichen Bewertung der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung eine Rolle gespielt hat; demgegenüber ist das relativ niedrige Niveau der Arbeitslosenquote und ihre geringe Veränderlichkeit zwischen 1958 und 1972 der vorherrschende Indikator der Konjunktursta-

bilität gewesen. Die Arbeitslosigkeit ist vor 1914 im Zusammenhang mit Konjunkturbeschreibung und Konjunkturtheorie praktisch nicht zum Problem erhoben worden.

Hier wird die entscheidende Rolle der Weltwirtschaftskrise (1929–1933) für die Veränderung des öffentlichen Bewußtseins wie auch der wissenschaftlichen Thematik erkennbar. Zugleich wird deutlich, daß verschiedene Epochen der neueren Wirtschaftsgeschichte vermutlich anhand verschiedener Stabilitätskriterien beschrieben werden müßten. Tatsächlich hat sich die Struktur der Wirtschaftsgesellschaft innerhalb der letzten 70 Jahre so erheblich verändert, daß eine Verlagerung der Stabilitätsproblematik erklärlich wird. Man könnte pointiert sagen: In der Zeit nach der Weltwirtschaftskrise ist Stabilität in einem gesellschaftlichen Bereich relevant geworden, der früher keine zentrale Rolle für die Gesamtstruktur gespielt hat; aber diese Art Stabilität konnte nur dadurch erreicht werden, daß es gelang, einen anderen gesellschaftlichen Bereich anhaltender Destabilisierung auszusetzen. Es ist eine wichtige Aufgabe der wirtschafts- und sozialgeschichtlichen Forschung, dem Verlauf und den Ursachen dieser Entwicklung nachzugehen. Schon jetzt ist freilich der Schluß begründet, daß die Konjunkturgeschichte der letzten hundert Jahre nicht im Rahmen eines gleichsam zeitlos gültigen mechanischen Modells des Konjunkturablaufs beschrieben werden kann.

(Ist bereits als Sitzungsbericht Heft 1/1976 erschienen.)

Sitzung vom 12. Dezember 1975

Herr Walter MÜLLER-SEIDEL spricht über: „Hölderlins Dichtung und Wahnsinn. Zur Geschichte seiner Wirkung“.

Die Wiederentdeckung Hölderlins durch Norbert von Hellin-grath in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg fällt zeitlich zusammen mit der Veröffentlichung der ersten Pathographie des kranken Dichters durch den Tübinger Medizinhistoriker Wilhelm Lange. Erklärt jener das Spätwerk als Hölderlins eigentliches Vermächtnis, so sieht dieser dasselbe Werk als Symptom einer

geistigen Krankheit an. Aus den extremen Positionen lassen sich unterschiedliche Einstellungen im Verständnis von Dichtung und Wahnsinn ablesen. Aber schon die Briefe und Lebenszeugnisse, die es erlauben, eine Art Krankengeschichte zu rekonstruieren, vermitteln ein differenziertes Bild: Es gibt „Krankes“ im dichterischen Werk vor Ausbruch der Psychose im Sommer 1802; und es gibt „Gesundes“ danach. Die Rezeption Hölderlins erfolgte auf weite Strecken hin in der Weise, daß seine Dichtung als krank, weil überspannt, abgetan wurde; oder daß man später, in der neueren Forschung, die Krankheit um der reinen Dichtung willen auf sich beruhen ließ. Im Gewährwerden dieses Zusammenhangs in der Geschichte seiner Wirkung beruht das zentrale Problem, um das es dieser Betrachtung geht.

Eingeleitet wird die Geschichte dieser Wirkung mit einem positiven „Tatbestand“: Die Dichter der späteren Romantik waren fast alle von Hölderlins Geschick betroffen; nicht wenige haben ihn in seinem Tübinger Turm aufgesucht. Alle haben sie den Zusammenhang von Dichtung und beginnender Krankheit, soweit es sich dabei um das Spätwerk handelt, erkannt und auf ihre Weise gedeutet, wenngleich eher in einem intuitiven als in einem wissenschaftlichen Sinn. Dagegen war der junge Waiblinger, der sich des kranken Dichters angenommen hatte, unverkennbar an wissenschaftlicher Zergliederung und Analyse interessiert, um die Ursachen dieser Krankheit zu ermitteln. Zugleich kündigt sich in seiner Schrift an, was sich in der Folgezeit noch deutlicher ausprägen wird: daß die Schriftsteller des Jungen Deutschland und des Vormärz (Herwegh, Marggraff, Alexander Jung) die Ursachen der Krankheit in den politischen Verhältnissen suchen. Das ändert sich schlagartig mit dem Jahre 1849. Hölderlin gerät von nun an in Vergessenheit. Er wird in den Literaturgeschichten nur noch am Rande erwähnt; und sein Verschwinden von der Bildfläche des literarischen Lebens hängt mit dem Verständnis oder Unverständnis seiner Krankheit aufs engste zusammen. Man nimmt Anstoß an seiner Gräcomanie, an seiner vermeintlichen Wirklichkeitsflucht wie an seinem fehlenden Humor. Der Wahnsinn, in den er verfällt, wird verstanden als Folge einer überspannten Phantasie. Er wird dem Dichter als Schuld zugeordnet. Da ihm die Herrschaft über die verschiedenen Vorstel-

lungskreise der Seele gefehlt habe, wie sich Wilhelm Scherer 1874 äußert, könne er keine „dauernde Lectüre für einen vollen heutigen Menschen“ sein. In einer Zeit des allseitigen Aufstiegs und einer am Fortschritt der realen Wissenschaften orientierten Welt ist für einen „Träumer“ wie diesen kein Platz.

Einer der wenigen, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit diesem Bild Hölderlins nicht einverstanden sind, ist Wilhelm Dilthey. Schon in seinen frühen Jahren hatte er 1867 einen Aufsatz über Hölderlins Dichtung und die Ursachen seines Wahnsinns veröffentlicht. Am Schluß dieses Beitrags heißt es, daß das Genie dieses Dichters noch immer nicht die Stellung erlangt habe, die ihm zukomme. Erst recht ist der Essay in dem Buch „Das Erlebnis und die Dichtung“ geeignet, die folgenreiche Umwertung einzuleiten, die zu Beginn des 20. Jahrhunderts sehr rasch zu einem vertieften Verständnis Hölderlins und seiner Dichtung führt. In beiden Studien geht es Dilthey keineswegs um eine aus ihrem Kontext isolierte Dichtung. Die Gedankenwelt der Französischen Revolution wird im zweiten dieser Essays erfaßt, und die Besonderheit des Spätwerks wird erkannt: was sich als neuer Stil abzeichne, sei von der Krankheit nicht zu trennen. Die Dichterverehrung ist im Stil der Darstellung deutlich spürbar, aber Harmonisierungen werden gleichwohl vermieden. Wir haben es – alles in allem – mit einem mehrdimensionalen Zusammenhang zu tun, in dem Hölderlin erscheint. Dieser mehrdimensionale Zusammenhang wird sich auf eine Dimension hin verkürzen: Hölderlin wird fortan geisteswissenschaftlich und dichtungsgeschichtlich isoliert. Solche Isolierungen – mit Ausschließung alles dessen, was den Schönheitssinn stört – sind im Kreis Stefan Georges eher die Regel als die Ausnahme. Hellingraths Verfahren stimmt mit solchen Auffassungen von Dichtung weithin überein: von dieser nämlich alles fernzuhalten, was an die Krankheit erinnern könnte – oder diese zum „heiligen Wahnsinn“ zu verklären. Auch Heideggers Erläuterungen bleiben in hohem Maße dieser Sehweise verpflichtet: Die Sorge um das Sein läßt ihn über die konkreten Leiderfahrungen Hölderlins hinwegsehen, die nicht wenigen dieser späten Gedichte zugrunde liegen. Hier wie dort ist die Tendenz zur Ästhetisierung und Harmonisierung augenfällig; sie kommt auch in der Neigung zum Ausdruck, dem Spät-

werk Vollendung – ganz im Sinne der klassischen Ästhetik – zuerkennen. Was innerhalb dieser in jeder Hinsicht ungewöhnlichen Schaffenszeit unbewältigt, unvollendet und unvollendbar blieb, kommt allenfalls in Vorstufen und Lesarten zum Vorschein. Der Abtrennung des Krankheitsgeschehens entspricht die Abtrennung der politischen Gedankenwelt, die eigentlich erst in der jüngsten Forschung in das Blickfeld gelangt ist. Das als reine Dichtung isolierte Phänomen kann um so leichter als Mythos, Verkündigung und Prophetie gedeutet werden, als es aus allen Kontextbezügen gelöst erscheint. Der existentielle Sinn konkreter Erfahrungen wird geistesgeschichtlich überspielt und harmonisiert. Eine dieser Erfahrungen ist diejenige menschlichen Leides. Leid kann durch zahlreiche Umweltfaktoren des politisch-gesellschaftlichen Lebens „verursacht“ sein – erfahren wird es individuell von dem, der davon betroffen ist. Dieser sehr komplexe Zusammenhang von Leiderfahrung und dem „Frohlocken vaterländischer Gesänge“ teilt dem Spätwerk eine Spannung mit, die man erkennt, wenn man in ihr einseitig hymnische Dichtung sieht.

Eine solche Leiderfahrung ist Sprachnot als Sprachverlust, wie sie in „Hälfte des Lebens“ zum Ausdruck gebracht wird. Aber anders als in Dichtungen klassischer Sprachnot („Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt / Gab mir ein Gott, zu sagen, wie ich leide“), lassen die Verse Hölderlins eine Not vermuten, die alle sprachliche Schönheit vergessen läßt. Aussagen wie diese sind auf ein Gedicht zu beziehen, von dem man gesagt hat, daß es Hölderlins hymnische Dichtung präludiert. Dieselbe Hymnendichtung, in deren Nähe der Brief an den Bruder (aus dem Jahre 1801) gehört: „Glaub es, Theuerster! . . . ich hatte unter Leiden gerungen, die nach allem zu schließen, überwältigender sind, als alles andre, was der Mensch mit eherner Kraft auszuhalten imstande ist.“

Die Ergebnisse dieser Betrachtung sind nicht auf einen Nenner zu bringen. Doch lassen sich einige Gesichtspunkte der Wissenschaftskritik rückblickend bezeichnen. Sie richten sich in unserem Fall gegen die lieblosen Urteile über Hölderlin im 19. Jahrhundert: als Folge eines engen und einseitigen Begriffes von Wirklichkeit, dem sich ein so unalltätliches Phänomen wie dieser Dichter no-

lens volens entziehen muß. Weder dem ästhetischen Rang noch dem Krankheitsgeschehen wurde man in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts gerecht. Die Kritik gegenüber bestimmten Tendenzen in der neueren Hölderlinforschung war von der Gegenseite her anzusetzen: als Kritik an einem Zuviel an ästhetischer Wahrnehmung unter Zurücksetzung anderer Wirklichkeitsbereiche. Man gelangt dabei zu einem Begriff von Kunst, der bürgerliches Leben und Denken gleichsam „transzendiert“: „Wer sie [die Kunst] . . . ganz eingehend durchdenkt, erblickt in ihr immer die Abart und nicht die Norm“ (Gottfried Benn). Zugleich sind damit Erweiterungen des Verstehens verbunden, und die Geschichte des Hölderlinverständnisses – wie die Geschichte der Psychiatrie – ist in hohem Maße eine Geschichte des sich erweiternden Verstehens. Das wirft noch einmal ein Licht auf denjenigen Denker, der im 19. Jahrhundert die Wende im Verständnis Hölderlins eingeleitet hat: auf Wilhelm Dilthey. Und was ihn auszeichnet, könnte auch heute, unter veränderten Voraussetzungen, als wegweisend angesehen werden: gegenüber anderen Wissenschaften und Lebensbereichen unbegrenzt offen zu sein, ohne die Besonderheit derjenigen Wissenschaft preiszugeben, die sich als Humanwissenschaft nicht in Fortschritten und nachweisbaren Resultaten verrechnen läßt.

(Der Vortrag wird in den Sitzungsberichten erscheinen.)